

Besprechungen

Psychologie

Neue Beiträge zur Theorie und Praxis der Intelligenzprüfung. Von William Stern. Beiheft 34 von Zeitschrift für angewandte Psychologie. (XII u. 193 S.)

Vorliegendes Beiheft behandelt in der Hauptsache alte und neue Intelligenztests, mit hin Fragen der angewandten Psychologie, die sich einer Besprechung in gegenwärtiger Zeitschrift entziehen. Dagegen werden auch den theoretischen Psychologen die Ausführungen Sterns (S. 146 ff.) über die wahre Bedeutung der Intelligenzmessung interessieren.

Seit Binet stellt man die Intelligenz der Schulkinder in kurzen Prüfungen fest, welche das Intelligenzalter jedes Kindes bestimmen. Besteht ein Kind von acht Jahren etwa auch die Intelligenzaufgaben der Zehnjährigen, so sagt man, es habe ein Intelligenzalter von zehn Jahren, sei seinem Jahrgang um zwei Jahre voraus. Zu besserer Vergleichung schlug Stern vor, für jedes Kind den Intelligenzquotienten (IQ) zu berechnen, d. h. den Bruch aus Intelligenzalter durch Lebensalter. Für normale Schüler wird er = 1 sein (oder in Prozentrechnung = 100), für schwach sinnige Kinder unter 1, für Hochbegabte über 1 liegen.

Man hat gefragt, ob dieser IQ für das Individuum ein konstanter Wert sei, gewissermaßen ein persönlicher Charakterzug, ob er mit hin bei wiederholten Prüfungen im Laufe der Jahre immer gleich bleiben werde. Nach den sehr eingehenden neuesten Untersuchungen amerikanischer Psychologen, besonders Terman's, ist das für die geprüften Schulkinder wirklich der Fall. Prüfte man dieselben Kinder immer wieder, so schwankte der IQ im Mittel bloß um 5% nach oben oder unten. Auch für Schwachbegabte und Hochbegabte galt das. Natürlich darf man das nicht so deuten, daß überhaupt die Verstandesentwicklung mit jedem Lebensjahre um gleich viel voranschreite. Man mag nach dem unmittelbaren Eindruck vielleicht eher urteilen, daß die Verstandesentwicklung allmählich langsamer voranschreite und schließlich zum Stillstand komme. Aber genau messen kann man das einstweilen nicht. Gewiß erreicht bei einem bestimmten Test die Beantwortung meist bald ihren Höchstwert. Aber mit zunehmendem Alter werden immer neue Leistungen möglich; und wie man das gegeneinander verrechnen will, ist nicht zu übersehen.

Wenn man also auf experimenteller Seite von Konstanz des geistigen Fortschritts redet, hat man keine absolute Bestimmung im Auge, sondern nur eine relative, d. h. verglichen zum Durchschnitt der Menschheit. In diesem relativen Sinn konstruiert man die Kurve der geistigen Entwicklung so, daß die mittlere Begabung in jedem Lebensjahre an Intelligenzhöhe um gleich viel steigt. Dann ist die Anstiegslinie der Höherbegabten steiler, die der Schwächerbegabten flacher. Um sich unter dem IQ etwas Konkretes vorzustellen, seien einige Angaben von Terman über den Schulerfolg mitgeteilt. Kinder vom IQ 60—65 (also sehr schwach begabte) bleiben gewöhnlich in der untersten Volksschulklassen, bis sie 10—11 Jahre alt sind. Kinder vom IQ 60—85 bleiben etwa 2 Jahre darin und erreichen die höchste Klasse, wenn überhaupt, 1—2 Jahre zu spät. Dagegen gewinnen Kinder zwischen dem IQ 120—130 1—2 Jahresstufen; Kinder vom IQ über 140 sind sogar 3—4 Jahre voraus. In Kalifornien hat man ein Experiment größten Stiles durchgeführt, indem man eine Viertelmillion Schulkinder den Testprüfungen unterwarf und so die 600 höchstbegabten (vom IQ 140 oder mehr) feststellte, die man zur geistigen Führerschaft erziehen will. Stern möchte da vor Überschätzungen warnen. Die Intelligenzprüfung legt nicht, wie einige meinen, die geistige Gesamtschaffenheit fest. Sie mißt nur die relative Intelligenz, die Fähigkeit, von außen vorgelegte Aufgaben zu lösen, aber nicht die für das Leben wichtigere spontane Intelligenz, die schöpferischen Triebe, die spontanen Interessen, die Willenseigenschaften. Deshalb erlaubt die Intelligenzmessung ihrem Wesen nach die negative Voraussage, daß jemand gewisse Schul- oder Berufsziele unzugänglich sind. Für die positive Voraussage darf sie nur als erste Orientierung gelten, die durch andere Beobachtungen zu ergänzen ist.

Arbeitskunde. Grundlagen, Bedingungen und Ziele der wirtschaftlichen Arbeit. Von Johannes Riedel. Mit 35 Abbildungen und zwei Tafeln. (V u. 364 S.) Leipzig 1925, Teubner.

In Verbindung mit sechzehn andern Fachmännern faßt Riedel die Fragen zusammen, die die wirtschaftliche Arbeit klären. Die einzelnen Beiträge sind kurz, 10—20 Seiten. Der Hauptnutzen ist nicht eine große Menge von Einzelergebnissen — sie sind im Gegenteil recht

selten —, sondern anzuregen, einen Überblick zu geben über das, was geleistet und was noch zu tun ist. Von philosophischem Interesse sind besonders die psychologischen und sozialen Fragen; aus ihnen möge nur einiges herausgegriffen sein.

Hellpach gibt eine gute Definition der Arbeit. Er glaubt nicht, daß man im Menschen einen ursprünglichen Arbeitstrieb anzunehmen habe, sondern sieht darin eine Entwicklung aus Bewegungsdrang und Leistungszwang. — Wenig verständlich sind leider die eigentlich psychologischen Beiträge gehalten, die nicht auf dem Standpunkt empirischer Psychologie stehen. — Besonders eingehend wird der Taylorismus gewürdigt, die „wissenschaftliche Betriebsführung“, die die beste Arbeitsmethodik ausarbeitet und den Arbeitern als Norm auferlegt. Riedel bespricht in einem ganzen Beitrag Geschichte, Prinzipien, Erfolge des Systems. Sein Haupteinwand ist, daß das System die Arbeit zu einseitig mechanisch auffasse; daß vorläufig nur eine zufällige Sammlung von Einzeltatsachen vorliege, die systematische Durchbildung fehle. Daß die Taylorsche Arbeitsmethode den Arbeiter einseitig ausnütze, die Arbeit entseele, wird vielfach behauptet; Riedel hält es noch nicht für sicher bewiesen.

Besonders glücklich ist die Behandlung der Arbeitsmittel, namentlich des Handwerkzeugs von Riedel. Es wird gezeigt, wie sich zwischen Arbeiter und Handwerkzeug eine Art organischer Verbindung herstellt, und wie man diese ermöglichen oder erleichtern kann. Ebenso wertvoll ist die Behandlung der besten Arbeitsbewegungen von Sander. Wie nirgendwo sonst ist hier der moderne Gedanke durchgeführt, daß nicht die Zusammenfügung aus künstlich errechneten Bewegungsstücken die gute Gesamtbewegung ausmache, sondern der Aufbau eines gegliederten Bewegungsganzen, einer Bewegungsmelodie sozusagen. Das ist auch das beste Hilfsmittel gegen die viel besprochene Monotonie der Arbeit. Daraus ergeben sich Folgerungen für das Tempo, den Rhythmus, die Raumlage der Werkzeuge, wie sie zum Teil schon in Benutzung sind; so im beweglichen Maurergerüst Gilbreths, in der Bandmontage Fords, die jedem Arbeiter das, was er zu bearbeiten hat, automatisch heranbringt und nach Fertigstellung entfernt.

Fragen wie die nach Arbeitslohn, Arbeitszeit, Benutzung der Freizeit sind mehr sozialer und ethischer Natur. Über die Eignungsprüfungen hat Giese ein überreiches Material beigebracht. Über die Zuverlässigkeit dieser Prüfungen urteilt er: in rund 90% behält das

Urteil bei der Eignungsauslese Recht, auch auf längere Zeit hinaus. Das ist weit besser als die gewöhnlichen Beurteilungen der Lehrer über ihre Schüler, der Vorgesetzten über ihre Untergebenen.

Ein lesenswerter Beitrag von Riedel bespricht die Betriebserziehung, anders gesagt die beste Art der Leitung in ihren Vorschriften, Revisionen und der Heranziehung der Initiative ihrer Arbeiter.

Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Von Friedrich Schönnemann. gr. 8° (212 S.) Stuttgart 1924, Deutsche Verlagsanstalt.

Das Buch des anerkannt vorzüglichen Kenners amerikanischer Verhältnisse, der während des Weltkrieges sich in Amerika aufhalten mußte, will dem deutschen Leser das Bild Amerikas vermitteln, wie es wirklich ist, besonders auf politischem Gebiet, damit er davon lerne. Diese politische Einstellung wäre hier nicht zu besprechen. Indessen liegen auch eminent psychologische Fragen vor, nämlich die der wirklichen Überzeugungsbildung, besonders in der Massenbeeinflussung. Dafür liegt hier sozusagen ein Experiment größtes Stiles vor. Wie war es möglich, ein Hundertmillionenvolk zu überzeugen, daß Deutschland nicht einen ihm aufgezwungenen Kampf um seine Existenz führte, sondern zum phantastischen Zweck der „Welteroberung“ selbst den Krieg wählte, daß es ihn mit entsetzlichen Grausamkeiten begleitete, die seiner Geschichte widersprechen? Wie konnte ein leidenschaftlicher Haß angefacht werden, der selbst nach dem furchtbaren Zusammenbruch des Gegners zu keinem Mitgefühl mit einem hungernden Volke mehr fähig war, sondern auf dem denkbar schlechtesten Frieden bestand?

Die Antwort ist nach dem Verfasser die Propaganda. Nach dem Urteil des amerikanischen Militärkritikers wurde sie von England und besonders Frankreich von Anfang des Krieges an in überwältigendem Umfang betrieben. Nach Parker hatte die britische Propaganda in Amerika 10000 Propagandisten, meist Amerikaner. Natürlich wirkte der Boden für ihr Gedeihen mit, die Blutsverwandtschaft der herrschenden „angelsächsischen“ Oberschicht, die Gleichheit der Sprache, die wirtschaftlichen Bande. Außerdem wirkten in ihrem Sinne ganz anders wie in Deutschland alle öffentlichen Einrichtungen zusammen: so die Schule mit ihrer viel stärkeren Betonung des politischen Lebens; die Kirchen sind insgesamt natio-

nal gerichtet. Verfasser, der nach einigen seiner Urteile wohl Protestant ist, erkennt an, daß die katholische Kirche immer maßvoller blieb als die andern Kirchen. Einen Großteil der Propaganda trug natürlich die Presse, die ja in jedem Lande die Mobilmachung mitmacht. Charakteristisch war die Behandlung der „belgischen Greuel“; die fünf amerikanischen Kriegsberichterstatter widerlegten sie, das britische Auswärtige Amt teilte der amerikanischen Gesandtschaft mit, daß die Anklagen sich auf Hysterie und natürliches Vorurteil zu gründen schienen. Aber so gut wie keine amerikanische Zeitung brachte die amtliche Erklärung von Washington. Daß vom ersten Kriegstag an keine Neutralität der amerikanischen Presse bestand, bezeugte die englische Presse schon 1914.

Von außerordentlicher Wirksamkeit für die Steigerung des Hasses war das Kino; bei den 25000 Kinos des Landes ist das verständlich. Nach Creel, dem Leiter der amerikanischen Propaganda, war die Filmpropaganda eine Haupttätigkeit seines Bureaus. Weitere Faktoren sind die vielen nationalen Gesellschaften. Die Ausnahme- und Spionagegesetze bedrohten schon jedes „unloyale“ Wort. Eine der fürchterlichsten Wirkungen hatte die Agitation für den Vernichtungsfrieden, der jeden zukünftigen Aufstieg Deutschlands unmöglich machen sollte. — Für die Art und Weise der Propaganda gelten die schon von andern beschriebenen Gesetze der Massenpsychologie, die Erregung der Furcht, der moralischen Empörung, die Schlagworte Wilsons, die ja bekanntlich bis nach Deutschland hinein ernst genommen wurden.

Die Absicht des Verfassers ist nicht eine Anklage, sondern die Herausarbeitung der Mittel für eine kluge und starke Politik im Interesse des deutschen Volkes. Immerhin sollte da eine Sichtung nach dem moralischen Wert nicht ganz fehlen. Der Katholik kann nie das heidnische Staatsideal anerkennen, wonach alles recht ist, was dem Lande nützt, sonst könnte er leicht erleben, daß daselbe Staatswohl eines Tages im Interesse der größeren Staatseinheit der katholischen Minderheit den Vernichtungskrieg erklärt.

Reklame-Psychologie. Von Theodor König. Mit 18 Abbildungen im Text und Umschlagszeichnung. (VIII u. 206 S.) München-Berlin, Oldenbourg.

Die Reklamepsychologie ist eine Anwendung psychologischer Erkenntnisse auf einen praktischen Zweck. Dem theoretischen Psychologen ist sie insofern wertvoll, als er aus diesem „Ex-

periment im großen Stil“ Bestätigungen oder Widerlegungen gewinnen kann. So lernen wir unter anderem vom Verfasser, der gleichzeitig Psychologe und Leiter langjähriger geschäftlicher Werbungen ist, daß die heutige Reklame nicht mehr auf Täuschungen ausgehen will, sondern möglichst schnell über Neues und Gutes berichtet. Auf die Dauer könne nur Ehrlichkeit siegen; ein angemessener Preis und ein angemessener Gewinn befriedigen allein beide Parteien und schaffen Vertrauen. Die Bedingungen der Wirksamkeit sind die Aufmerksamkeitserregung, die indessen nicht alles ist, wie man oft meinte; dann die Wirkung auf das Gedächtnis; die gute Gefühlswirkung und schließlich als entscheidend die Willensbeeinflussung.

Ein paar Einzelheiten: Für die Erregung der Aufmerksamkeit kommt viel von dem in Betracht, was die Lehrbücher unter den Bedingungen der Aufmerksamkeit verzeichnen, wie Intensität des Reizes, Form des Objektes, Kürze des Textes, um schnelle Auffassung zu sichern, leichte Lesbarkeit, Abbildung der Ware. Für einige dieser Bedingungen bestehen statistische Untersuchungen.

Die Gedächtniswirkung bezweckt, daß sich der Käufer an den Lieferanten erinnert, wenn er gelegentlich einmal die Ware braucht. Es muß also eine starke Assoziation von der Ware zur Firma gebildet sein. Eine Fehlreklame war es, an Kühlmaschinen durch das Bild von Eisbären erinnern zu wollen, die eher an Pelze denken lassen. Eine besonders wirksame Reklame für einen Kaffee-Ersatz war das Bild von Mäusen, die an einem Kuchen nagten, mit der Unterschrift: „Der Kaffee nagt Tag für Tag an Nerven und Gesundheit“, was vielen Lesern das Kaffeetrinken verleidete.

Schon zur Gefühlswirkung gehört, daß die Form der Schrift dem Inhalt angemessen sei; die Schrifttype darf nicht bei Grobem zu fein sein oder umgekehrt. Schon der Buchdrucker nimmt für lyrische Dichtungen eine zierliche Type, für Religiöses eine mehr monumentale Schrift, für Wissenschaftliches eine schlichte, sachliche Form. Im Sinne des Gefühls wirken Neuheit, Bewunderung, Ehrgeiz, Eitelkeit. Indessen darf die künstlerische Wirkung nicht Selbstzweck werden, da der Zweck ein praktischer sein muß.

In der Willenswirkung sieht König viel Suggestion. Die Kauflust hängt ab von den Ansichten über den Wert der Ware; dafür wirken die Wiederholung günstiger Urteile, bisweilen auch ein hoher Preis, dann besonders die Bekanntheit der Marke. Bei Artikeln des

täglichen Bedarfs ist die Begründung der Behauptungen überflüssig, ja schädlich, da man an Unwesentliches keine Gedanken verschwenden mag; anders bei hochwertigen Waren. Der Trägheit des Käufers muß man entgegenkommen, indem man etwa die Bestellung der Anfrage erleichtert durch Anfragekarten, durch Beschränkung der Vorzugsangebote usw.

Die Ursprünge der Lyrik. Von Heinz Werner. gr. 8° (IV u. 243 S.) München 1924, Reinhardt.

Verfasser hat schon in früheren Originaluntersuchungen Wesen und Gesetze des Rhythmus geklärt und vertieft. Wenn irgendwo, lassen sich gerade auf dem Gebiet der Lyrik die „Gestalten“ erforschen, eine Frage, die heute in den Vordergrund gestellt wird. Das Lied der Primitiven wird in diesem Sinn nach Inhalt und Form eingehend gewürdigt.

Dem Inhalt nach kann man sinnlose und sinnvolle Lyrik unterscheiden. Bisweilen sind Lieder nur für den Sänger sinnlos, der Lieder fremder unverständener Sprachen übernommen hat. Doch kommen auch rein sinnlose Silben in Liedform vor; auch die Jodler am Schluß mancher unserer Lieder erinnern ja daran; es soll da nur dem Gefühl freier Lauf gelassen werden. Die sinnvolle Poesie der Primitiven geht auf sehr praktische Ziele: Bitte um ein Geschenk, ein Liebesgesang, eine Totenklage, ein Kampflied oder eine Verhöhnung; vielfach glaubt man an eine zauberhafte Wirkung. Die Freude drückt sich mit Vorliebe in sinnlosen Liedern aus, während die sinnvollen vorwiegend unlustbetont sind. Die Darstellung steigt von den einfachen Interjektionen zur Erzählung und Beschreibung der Umwelt; das Endziel der Reihe wäre die symbolisierende Stufe, die Umschreibung in einem Gleichnis, das die Stimmung wiedergibt.

Der größere zweite Teil des Buches behandelt die „poetischen Formanten“, d. h. das poetische Gleichnis, die Wiederholung und Ellipse und ganz besonders die lyrische Rhythmik. Das Gleichnis findet seinen Stoff in verschiedenen Vorstufen. So zwingt das Verbot gewisser Worte, das „Sprachtabu“, zu Wortverstümmelungen und Umschreibungen; mit dem späteren Schwinden des Zauberglaubens werden diese von selbst zur Metapher. Ähnlich wirkt der verhüllende Ausdruck, um vom Feinde nicht verstanden zu werden, die vorsichtig umschreibenden Mitteilungen, wenn man eine schlimme Nachricht zu überbringen hat; die Übertreibungen der Ironie oder Schmeichelei.

Die poetische Wiederholung hat eine Hauptwurzel in der affektiven Suggestion. Manches ist freilich nicht als Wiederholung gemeint, das uns so erscheint; so die konkret-anschauliche Sprache der Primitiven, die, statt das Wesentliche anzugeben, alle Teile der Handlungen schildert; oder wenn mit immer gleichen Worten verschiedene Mächte angerufen werden, wenn dieselbe heilige Formel, in vorgeschriebener Zahl, nach verschiedenen Orientierungsrichtungen hin gesprochen wird. — Das häufige Wiederbeginnen mit den letzten Worten des vorigen Verses bei Beginn des neuen, die „poetische Brechung“, kann eine wirkliche Bindung der Sätze bedeuten. — Die poetische Ellipse kann daran liegen, daß man im Affekt nur das Wesentliche braucht, daß die Mimik die Rede ergänzt oder daß manches als bekannt ausgelassen wird, oder auch weil aus Furcht nicht alles gesagt werden soll.

Der Rhythmus erweist sich als eine besondere Art, nämlich eine gegliederte und zentrierte Gestalt. Die Sprachrhythmik stellt sich bei einer gewissen mittleren Höhe des Affektes von selbst ein, ferner aus praktischen Zwecken in der Ruffsprache. Soziale Gründe sind die Steigerung des Affektes, des Machtbewußtseins des einzelnen in seiner Zusammenbindung mit vielen. Als Urform der primitiven Metrik erscheint Verfasser das daktylische, d. h. zweiteilige Rhythmengeschlecht — — | — —; das Prinzip der Doppelung, aus dem andere, wie die Trippelung sich entwickelt haben werden. Der Rhythmus entsteht durch Betonungsverschiedenheit. Das Versminimum fällt zusammen mit der früher von Werner experimentell festgestellten rhythmischen Einheit, zwei Hebungen getrennt durch eine Senkung — — —. Als Grundgesetz der Bildung höherer Einheiten aus gleichartigen niederen gilt immer, daß die volle Gleichheit der beiden Teile irgendwie aufgehoben werden muß, etwa durch Verschiedenheit der Melodie oder durch Hinübergreifen des melodischen Motivs über die Grenze der Metra, durch Unterordnung der Akzente, kurz durch eine Entähnlichung, eine Dissimilation.

In der freien rhythmischen Singlyrik herrscht die Sprache mit ihren Gesetzen vor und macht die Einhaltung der strengen Maßverhältnisse unmöglich; doch schwimmern die metrischen Verhältnisse überall durch. Eine Mittelstufe zwischen gesungener und gesprochener Lyrik ist die lyrische Modulation, gewöhnlich in freier Lyrik. Auch sie folgt in der Verswahl den gleichen Gesetzen. So muß der klassische Hexameter aus der Zusammenbildung von Kurzversen entstan-

den sein, wobei die Zäsurverschiebung die für die Einheitsbildung wesentliche Dissimilation der Teile bedeutet.

Wie die Tonhöhe oder -stärke oder -länge, so ist auch der Gleichklang des Reimes eine Art Akzentuierung, ein Lautakzent. Wie die sonstige Unterordnung zweier Akzente zwei Verse zu einer höheren Einheit bindet, so tun es auch Gleichklänge, die nicht ganz gleich sind, differenzierte Gleichklänge, wie eben der Reim; bei voller Gleichheit träte keine Ergänzung, keine Bindung ein. Der Reim wird vorbereitet durch die Tonmalerei des Gefühls: ein freudiger Affekt malt sich in einem hellen Ton, ein trauriger in einem dunkeln. In gleichem Sinn wirken die Auflaute, die mit Vorliebe auf dem Vokal o schließen (unser „hallo“). Solche Tendenzen der Aufgesänge werden auf andere Lieder übertragen und liefern so den Schlußreim. Der Reim ist anfangs ein Hindernis des Sinnes, sehr oft ein sinnloses Wort; erst später beherrscht ihn die Entwicklung und gestaltet ihn schließlich zu einer Steigerung der Bedeutung. Der Geist bedient sich schließlich aller sinnlichen Mittel, des Klanges, der Melodie, der Rhythmik als Mittel bedeutungsvoller Beziehungen.

Das überaus reiche Literaturverzeichnis zählt 555 einschlägige Arbeiten auf. — Das Werk ist eine wesentliche Förderung für die Kenntnis der Bedeutung der poetischen Mittel.

Josef Fröbes S. J.

Mittelalterlich-deutsche Literatur.

Heliand. Die altsächsishe Evangelien-Dichtung nebst den Bruchstücken der altsächsischen Genesis. Im Versmaß des Urtextes neu übertragen, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Otto Runze. gr. 8° (VI u. 142 S.). Freiburg im Breisgau 1925, Herder & Co. geb. M 5.60

Die altsächsishe Evangelien-Dichtung Heliand ist im Laufe der Jahrhunderte von begeisterten Literaturfreunden, auch selbst von dem Dreizehnlinden-Dichter Friedrich Wilhelm Weber, gar viel und wohl etwas überschwenglich gepriesen und gefeiert worden. Andererseits scheint in unserer Zeit bei manchen Literaturhistorikern eher die Neigung vorzuwalten, diesem ehrwürdigen Denkmal aus der christlich-deutschen Frühzeit jeden höheren literarisch-künstlerischen Wert abzusprechen und ihm lediglich noch als Dokument eines halbbarbarischen Geschlechts eine gewisse geschicht-

liche Bedeutung zuzuerkennen. Dr. Otto Runze, der die Mühe nicht scheute, die umfangreiche Dichtung im Versmaß des Urtextes ins Neuhochdeutsche zu übertragen und mit Anmerkungen versehen neu herauszugeben, stimmt in seinem sachlich gehaltenen Vorwort weder in den Chor der schrankenlosen Lobredner des Werkes noch in das geringschätzige Urteil einer einseitig gerichteten Hyperkritik ein. Er gibt ohne weiteres zu, daß der Heliand die eindrucksvolle Schlichtheit und Erhabenheit seiner Vorlage, der vier Evangelien, lange nicht erreicht, ja daß er gegenüber dem Nibelungenlied erheblich zurücksteht. Was den Heliand trotzdem für uns so wertvoll macht „und ihm Reize verleih, welche die Zeitgenossen des Dichters gar nicht empfunden haben können, ist etwas anderes. Ein ähnliches Wohlgefallen ist es, wie wir es vor den Bildern unserer alten deutschen Maler, der Kölner und Ulmer Meister und des unsterblichen Grünewald empfinden. Da sehen wir den Glauben unserer Väter in seiner Kraft und kindlichen Frische, seiner ernstesten Sachlichkeit und seinem tiefen Ergriffensein“ (S. 9 f.).

Wie der Herausgeber wohl mit Recht bemerkt, ist keine der bisherigen Übersetzungen des Heliand völlig befriedigend ausgefallen. Runze hält vor allem jede unverkürzte Wiedergabe der Dichtung für ungenießbar. Andererseits ist das Werk für eine bloße Auswahl von Bruchstücken allzu kostbar; der Heliand ist kein Balladenkranz. So schlägt denn der Herausgeber einen Mittelweg ein: die gekürzte fortlaufende Verserzählung. Alle unnötigen Wiederholungen, dichterisch belanglosen Ausschmückungen, für den Fortgang der Haupthandlung leicht entbehrlichen Abschweifungen fallen dadurch weg, und der Umfang des Werkes wird auf etwa 57 % zusammengezogen. Natürlich erweckt ein derartiges kühnes Vorgehen auch ernste Bedenken. Runze selbst gibt zu, daß man über den Fortfall der einen oder anderen Stelle auch anderer Ansicht sein kann. Im ganzen aber macht die nun tatsächlich getroffene Auswahl zusammengehöriger Stücke einen sehr günstigen Eindruck. Die Ausgabe liest sich gut: sie wahrt die kraftvolle Einfachheit und sachliche Größe des Originals und ist doch dem modernen Leser leicht verständlich. So scheint sie wirklich berufen zu sein, das ehrwürdige Denkmal altdeutscher christlicher Frühzeit bei unsern heutigen Gebildeten wieder zu Ehren zu bringen. Ein philologisch eingestellter Leser wird allerdings der unverkürzten Ausgabe auch fernerhin den Vorzug einräumen.